

Fluchtpunkt und Glücksversprechung: Familie heute

Oliver König

Familie, das sind erst einmal wir, Vater–Mutter–Kind, ganz basal und höchst individuell. Familie, das ist aber auch sogleich Institution, ebenfalls ganz basal und in hohem Maße überindividuell. Als Institution ist Familie Schnittstelle zwischen biologischer und sozialer Reproduktion, zwischen Natur und Kultur, Person und Gesellschaft, Ort der „soziokulturellen Geburt des Menschen“, wie dies René König formuliert hat. Damit reicht Familie weit über den Einzelnen hinaus und verbindet uns mit einem größeren Zusammenhang.

Familie ist der Ort, an dem die Grundlage für das Zusammenleben der Generationen und der Geschlechter gelegt wird. In eine Familie hineingeboren zu werden bestimmt unsere ethnische, kulturelle, sprachliche und soziale Zugehörigkeit. Über Familie reproduzieren sich soziale Ungleichheit und Benachteiligung. Vieles ist schon entschieden, bevor wir überhaupt wissen, welche Entscheidungen im weiteren Leben auf uns zukommen. Als persönliche Erfahrung ist Familie gefüllt mit Emotionen und Erinnerungen, den Bildern von uns als Kind und von den Eltern, als sie jung waren, den Großeltern und den Jugendfreunden, der Wohnung oder dem Haus, in dem wir aufwuchsen. Familie verbindet uns mit Geschichten und Geschichte, im Kleinen wie im Großen. Familie ist der ganz konkrete Ort, in den wir hineingeboren werden und von dem aus wir uns die Welt aneignen. Unser Blick auf Beziehungen und unsere emotionale Welt, unsere Wahrnehmungen und Erklärungen, unsere Wünsche und Werte nehmen hier ihren Anfang. So weit wir uns auch auf unserem weiteren Lebensweg von diesem Ausgangspunkt wegbewegen werden, so bleibt er doch als Bezugspunkt erhalten.

Diese doppelte Aufladung von Familie macht es schwierig, mit klarem Blick darauf zu schauen. Im Reden und Nachdenken darüber sind wir mit unserer ureigensten emotionalen Welt verbunden und gerade dadurch in Gefahr, unverstanden in politische und ideologische Debatten hineingezogen zu werden. Familie, das ist immer auch Rhetorik, die sich des Gegenstandes bemächtigt und uns Selbstverständlichkeiten präsentiert, hinter denen sich kulturelle Voreingenommenheiten oder politische Interessen verbergen (Lüscher u. a. 1989). Je mehr zudem über Familie geredet wird, umso mehr ist anzunehmen, dass sie für die, die über sie reden, zum Problem geworden ist. Für den modernen Diskurs über Familie seit Anfang des letzten Jahrhunderts ist dies allenthalben der Fall, denn er ist vor allem ein Reden über die Krise der Familie und ihre Überwindung. Für diese Krise spricht vieles: steigende Scheidungszahlen und die Zunahme von Alleinerziehenden, sinkende Kinderzahlen und die Zunahme von Alleinlebenden. Familie wird zum Armutsrisiko in ökonomisch unsicheren Zeiten. Arbeitswelt und Familienwelt geraten zunehmend in Widerspruch, die individuellen Ansprüche von Männern und Frauen auf berufliche und private Selbstverwirklichung einerseits und die Ansprüche von Familie und Kindern andererseits treten auseinander, und diese

Kluft muss in der Familie ausgehandelt und bewältigt werden, womit die Beteiligten immer häufiger überfordert sind.

So erscheint es wie eine Paradoxie oder fast wie ein Wunder, dass der Wunsch nach Familie ungebrochen ist, sogar eher noch zugenommen zu haben scheint. Familie wird zwar als Ort der Krise wahrgenommen – steht aber auch für deren Überwindung und Lösung. Aus diesem Gegensatz speist sich die ambivalente Spannung, die mit Familie einhergeht. Denn je höher die Erwartungen an Familie, je mehr von ihr verlangt wird, unter unübersichtlicher werdenden Bedingungen ein persönliches Fundament zu bieten, „Hafen in einer herzlosen Welt“ (Christopher Lasch 1977) zu sein, vielleicht auch alte familiäre Wunden zu lindern und zu heilen, umso eher gerät sie in Gefahr, diesen Erwartungen nicht gerecht zu werden, zu enttäuschen – und die nächste Krise auszulösen. Verändert man den Blickpunkt und betrachtet die Leistungen, die Familie und Familien in den letzten 100 Jahren zur Verarbeitung eines krisenhaften gesellschaftlichen Wandels beigetragen haben und weiter beitragen, dann bietet sich wieder eine andere Bilanz an.

Einige der historischen und sozialstrukturellen Rahmenbedingungen, innerhalb deren Familien und ihre einzelnen Mitglieder ihren Aufgaben und den an sie herangetragenen Erwartungen gerecht zu werden versuchen, will ich in den folgenden Abschnitten verdeutlichen. Sie sollen uns den Hintergrund vergegenwärtigen, vor dem sich die Fragen und Problemlagen der Gegenwart entfalten, und uns einen ersten Eindruck geben von basalen Familienstrukturen und der Vielfältigkeit ihrer Erscheinungsformen.

Eine Fallgeschichte: Vier Generationen aus Sarahs Familie¹

Sarah, zum Zeitpunkt der Aufstellung 39 Jahre alt, lebt mit ihrem zwei Jahre älteren Mann und ihrer sechsjährigen Tochter zusammen in einer größeren norddeutschen Stadt. Das Paar ist seit zwölf Jahren zusammen, die Tochter wurde also im sechsten Jahr der Beziehung geboren, drei Jahre nach der Geburt haben die Eltern geheiratet. Die Tochter trägt den Nachnamen der Mutter und hat dies vor Kurzem nochmals selber festgelegt, so erzählt die Mutter. Die Frage, welchen Namen eine etwaige Familie annehmen sollte, ist für Sarah von Anfang an ein Problem. Ohnehin war es nicht ihr Ziel, eine „Kleinfamilie“ zu gründen, so erzählt sie. Schon der Begriff signalisiert ihr Enge und Rückzug. Zurzeit steht für das Paar die Frage im Raum, ob sie ein zweites Kind haben wollen. Sarah ließ sich zur Erzieherin ausbilden, studierte dann Sozialpädagogik und ist inzwischen Lehrerin in einer Schule für Erzieherinnen. Daneben arbeitet sie freiberuflich als Dozentin in der Erwachsenenbildung. Ihr Mann ist Lehrer.

Ihre Eltern lebten ursprünglich in der DDR und flohen vor dem Mauerbau in den Westen. Ihre zwei älteren Geschwister, ein Bruder und eine Schwester, wurden in der DDR geboren, danach hatte die Mutter zwei Fehlgeburten. Sarah kam dann mit einigem Abstand zu ihrer älteren Schwester in der Bundesrepublik zur Welt. Ihr Vater arbeitete sowohl in der DDR wie auch später in der BRD als Angestellter in der Verwaltung,

¹ Alle Fallbeispiele sind anonymisiert, teilweise sind auch Orte und Berufe sinnadäquat verändert, sodass die geschilderten Personen nicht wiederzuerkennen sind.

die Mutter war anfangs als Sekretärin tätig, nach der Geburt des zweiten Kindes und der Umsiedelung in den Westen blieb sie zu Hause. Als Sarahs Vater unerwartet mit Ende 40 an einem Herzfehler starb, nahm die Mutter wieder eine Arbeit auf. Erst als die Kinder aus dem Haus waren, ging die Mutter wieder eine Beziehung zu einem Mann ein, heiratete aber nicht nochmals.

Sarahs Vater ist das mittlere von drei Geschwistern, die Familie lebte in einer ostdeutschen Kleinstadt, seine Mutter starb, als er etwa 13 Jahre alt war. Sarahs Mutter ist das jüngste von fünf Geschwistern und auf einem Bauernhof in Schlesien aufgewachsen, der schon seit mehreren Generationen in der Familie bewirtschaftet wurde. Der Vater der Mutter kam kurz vor Kriegsende bei einem Arbeitsunfall ums Leben, er wurde von einem Pferd erschlagen. Mit dem Vorrücken der russischen Truppen floh die Familie bei Kriegsende, blieb aber im Gebiet der späteren DDR. Die Mutter der Mutter, also Sarahs Großmutter, folgte dann später ihrer jüngsten Tochter in den Westen und lebte bis zu ihrem Tod mit im Haus, sodass Sarah noch eine lebendige Erinnerung an sie hat. So wie schon Sarah früh ihren Vater verlor, haben also auch ihr Vater und ihre Mutter ihrerseits beide früh und unter dramatischen Bedingungen den jeweils gegengeschlechtlichen Elternteil verloren. Sarah hat daher die Großeltern nur zum Teil gekannt, doch beide Familien gelten ihr als bodenständig. Sie selber hat es eher schwer, sich irgendwo zu Hause zu fühlen. Ihrem älteren Bruder Karl fällt es leichter als ihr, sich in der Tradition der Familie zu verankern. Er setzt mit der Namensgebung seines ältesten Sohnes eine väterliche Tradition fort, nach der der Erstgeborene immer den Namen des Vaters trägt, so wie auch er schon. Mit dieser Fortsetzung der männlichen Tradition kann er sich mit dem früh verstorbenen Vater in Verbindung setzen. Sarah steht diese Möglichkeit nicht in gleicher Weise zur Verfügung, um den schmerzhaften Verlust des Vaters zu verarbeiten. Vielmehr fließen bei ihr in der Beziehung zur Mutter beide Elternbeziehungen zusammen. Bis heute ist diese Beziehung zur Mutter von Auseinandersetzungen geprägt. Der frühe Tod ihres Vaters und der Unfalltod des Großvaters mütterlicherseits lassen bei ihr zudem das Gefühl aufkommen, dass die Männer in der Familie früh sterben. Diese Angst setzt sich bei ihr nun auch im Hinblick auf ihren Mann fort, der gesundheitlich nicht sehr stabil ist, und beeinflusst auf diesem Weg auch die Entscheidung für ein zweites Kind, aus der Angst heraus, die Last für die Familie allein tragen zu müssen, so wie schon ihre Mutter und ihre Großmutter vor ihr.

Familiäre Verarbeitung von sozialem Wandel

Vom Land in die Stadt – Verbürgerlichung und Intimisierung von Familie

In jeder individuellen Lebensgeschichte ist immer auch die kollektive Geschichte einer ganzen Gesellschaft aufgehoben, so auch in dieser. In drei Generationen findet in dieser Familie ein Wandel statt von einer bäuerlich und ländlich dominierten Lebensform zum Leben in der Stadt (vgl. hierzu und zum Folgenden Beuys 1980, Conze 1976, Mitterauer & Sieder 1977, Rosenbaum 1982, Sieder 1987, Weber-Kellermann 1974). Die Generation der Großeltern, geboren im ausgehenden 19. Jahrhundert, wächst in einer Welt auf, in der bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts 80% der Bevölkerung im ländlichen Bereich wohnen und arbeiten. Der Lebensradius ist eher begrenzt auf das Dorf und die Kleinstadt, die große Stadt ist weit weg, das nächste Ausland zumeist schon Terra-

incognita. Viele verlassen das ganze Leben lang nicht den Ort ihrer Geburt. Höchstens in bildungsbürgerlichen Kreisen gehört eine Reise ins nahe Ausland zum Erziehungskanon dazu. Doch auch hier folgt dem zumeist ein eher ortsgebundenes Leben. Das Leben in solchen Bezügen ist geprägt von Kontinuität und Enge; Veränderungen geschehen nur langsam und werden als von außen kommend wahrgenommen. Das Leben ist auf einen kleinen Kreis beschränkt, auf Familie und Sippe, im Hause wohnende Verwandte, zum Beispiel unverheiratete Onkel und Tanten, dazu kommt auf dem Bauernhof eventuell noch das Gesinde, dann der Pfarrer und der Lehrer, Händler und Handwerker, Dorf und Nachbardorf. Das Jahr ist gegliedert über Arbeit und Feste, das Leben strukturiert sich über die existenziellen Ereignisse von Geburt und Taufe, Heirat und Hausbau, Krankheit und Tod. Die Phase der Kindheit (Ariès 1975) ist zeitlich noch eng begrenzt, ebenso wie die Schulbildung kurz bleibt, vor allem für Mädchen. Die Kinder bekommen, was sie zum Großwerden brauchen, jedoch häufig auch nicht mehr. Für viele beginnt spätestens ab 14 Jahren das Arbeitsleben, zuerst vielleicht auf dem elterlichen Hof, später in Lohn und Brot auf einem fremden Hof oder in einem Handwerksbetrieb, vielleicht auch in der nahe gelegenen Stadt. Die Wahl eines Ehepartners bleibt zumeist auf die eigenen Kreise eingegrenzt und ist in bäuerlichen Kreisen zudem stark von ökonomischen Erwägungen mitbestimmt, was sich auch in einer hohen Zahl von Ledigen niederschlägt. Da ein Alleinleben weitgehend undenkbar ist, werden sie Teil der Familie eines älteren oder jüngeren verheirateten Geschwisters und müssen sich dafür diesen Geschwistern unterordnen. Die Liebesheirat ist höchstens in bürgerlich-städtischen Kreisen verbreitet, aber auch dort eingegrenzt von Konvention und Standesbewusstsein. Im Bürgerlichen wie im Ländlichen dominiert die patriarchale Vorstellung von der Vorherrschaft des Mannes, allerdings mit einem gewichtigen Unterschied. Auf dem Bauernhof ist die Welt von Mann und Frau zwar klar getrennt, die Bereiche der Frau, zum Beispiel Stall und Garten, Küche und Haus, sind für das wirtschaftliche Überleben aber wichtig, entsprechend hoch ist auch das Ansehen der Bäuerin. So tritt der Bauer zwar nach außen als Herr des Hauses auf, nach innen ist er aber auf die Wirtschaftskunst seiner Frau angewiesen. Fällt einer von beiden aus, zum Beispiel durch Krankheit oder frühen Tod, so bedeutet dies aufgrund der engen Verflechtung von familiären und wirtschaftlichen Funktionen eine doppelte familiäre Katastrophe, die nur durch eine baldige zweite Heirat zu mildern ist, vor allem wenn noch kleinere Kinder zu versorgen sind. Im bürgerlichen Modell entleert sich hingegen allmählich die Rolle der Frau, sie ist zunehmend auf ihre Rolle als Hausfrau festgelegt, diese verliert nun ihre wirtschaftliche Bedeutung und damit auch ihre Wertigkeit. In ihrer Rolle als Hausfrau wendet sie ihre Aufmerksamkeit nun verstärkt den Kindern und dem emotionalen Leben der Familie zu. Die allmähliche Durchsetzung dieses bürgerlichen Liebes- und Ehemodells auch für andere Schichten führt in den kommenden Jahrzehnten zu einer Intimisierung von Ehe und Familie, gekoppelt mit einer starken emotionalen Aufladung der in ihr situierten Beziehungen. Die Veränderung wirtschaftlicher Rahmenbedingungen und die jeweilige Koppelung bzw. Entkoppelung von wirtschaftlichen und familiären Funktionen hat also Wirkungen bis in den innersten Kosmos von Familie hinein. Wesentlich ist dabei, dass der Prozess der Verhäuslichung und Intimisierung von Familie, der Bedeutungswandel in der Rolle der Frau sowie die Emotionalisierung der Eltern-Kind-Beziehung, vor allem in Gestalt der Mutterliebe (Badinter 1982), Hand in Hand gehen. Die Vorstellung, dass eine Ehe auf Liebe gründet, ja die Liebe geradezu Voraussetzung

von Ehe und Familie sei, entsteht dabei nach verbreiteter Auffassung erst im Laufe des 18. Jahrhunderts (Burkhard 1997, Luhmann 1982, Schenk 1987). Natürlich gibt es zu allen Zeiten eine Vorstellung von Liebe, diese wird jedoch nicht mit Ehe und Familie in Zusammenhang gebracht, oder wenn, dann eher als Gefährdung derselben durch allzu große emotionale Aufwallungen oder durch Versuchungen der Liebe außerhalb der Ehe. Die Liebesemantik der Romantik lebt geradezu davon, dass die Liebe ein Sehnen bleibt und ihre Erfüllung der Anfang vom Ende ist (Dux 1994, Gay 1997). Im 19. Jahrhundert entsteht als ein eigenes literarisches Genre der Liebesroman, der entweder mit der Erfüllung der Liebe oder ihrer Kehrseite, dem dramatischen Scheitern und der Trennung, endet. Der Alltag der Liebe bleibt ausgespart, stellt er doch einen Widerspruch in sich dar, denn die Liebe lebt vom Besonderen. Diese romantische Liebesemantik bleibt bis ins 20. Jahrhundert hinein allerdings für die meisten Bevölkerungsschichten ein Ideal und hat mit der Lebensrealität nur wenig zu tun. Für die bäuerliche Gesellschaft war Liebe höchstens ein Ehegrund neben anderen, zu eng waren die ökonomischen mit familiären Funktionen verwoben, als dass man eine Eheschließung allein einem so unsteten Gefühl wie der Liebe überlassen hätte. Auch in der bürgerlichen Vorstellung wurde ihre Unberechenbarkeit durchaus gespürt und im Konzept der „vernünftigen“ Liebe gebändigt. Der Glaube an die „leidenschaftliche“ Liebe als Basis einer dauerhaften Beziehung und an die „Liebesheirat“ ist ein durch und durch modernes Phänomen.

Vom Kaiserreich zur Republik – Krieg und Nachkriegszeit

Ein ähnlich radikaler Wechsel wie in den Intimbeziehungen vollzieht sich auch auf der Ebene der politischen Systeme. Die Generation der Großeltern erlebt noch das Kaiserreich und den Ersten Weltkrieg mit all seinen Verlusten und Zerstörungen. Die Figur des Kaisers ist symbolisch stark mit Familienbildern aufgeladen, als „guter Vater“ sorgt er sich um seine Untertanen. Der verlorene Krieg, Revolution und Abdankung des Kaisers markieren daher nicht nur das Ende eines politischen Modells, sondern auch den Anfang vom Ende des patriarchalen Familienmodells. Die Zwischenkriegszeit der Weimarer Republik wird nur ein turbulentes Intermezzo bleiben, es bahnen sich wesentliche Entwicklungen an. Die explosionsartige Entwicklung der großen Städte, beispielhaft steht dafür Berlin, bietet auf einmal zunehmend Raum für Lebensstile, die bislang undenkbar gewesen waren, zum Beispiel den der alleinstehenden berufstätigen jungen Frau. Durch die Zerstörungen des Krieges verstärkt setzt sich gleichzeitig das Modell der Kleinfamilie und damit das bürgerliche Ehe- und Familienideal zunehmend auch in Arbeiterkreisen durch. Mit der Zäsur des Ersten Weltkrieges kommt es auch in Arbeiterhaushalten, in denen bislang schon allein aus ökonomischer Not familienfremde Personen mitlebten, zu einem allmählichen Schrumpfen des Haushaltes auf die Personen der Kernfamilie. Das alte bäuerliche Modell des „ganzen Hauses“ wird nun vollends abgelöst durch das Modell „Familie“. Der Nationalsozialismus bot eine eigentümliche Mischung aus Familialismus und Antifamilialismus. „Vieles deutet darauf hin, dass es den Nationalsozialisten gelang, jene Spannung zwischen den Generationen für sich zu nützen, die sich etwa seit dem Ersten Weltkrieg und dann in den krisenhaften zwanziger und frühen dreißiger Jahren durch den Gegensatz von autori-

tären Familienstrukturen und gleichzeitigem Prestigeverlust der Familienväter (durch die Niederlage im Ersten Weltkrieg, ihre wirtschaftliche Depotenzenierung durch Arbeitslosigkeit) verschärft hatte“ (Sieder 1987, 229). So gibt es ein Nebeneinander von gegensätzlichen Strömungen, einerseits eine autoritäre Stärkung der väterlichen Rolle, andererseits ihre zunehmende Herauslösung aus der Familie und eine Ausrichtung auf Partei und Staat; einerseits eine Überhöhung der Rolle der Mutter, andererseits eine zunehmende Integration der Frauen in den Arbeitsprozess. Der Nationalsozialismus ist also modern und antimodern zugleich.

Ein vergleichbarer Gegensatz gilt auch für die Jugend. Schon mit der Jugendbewegung der Weimarer Republik verstärkt sich eine Entwicklung, in der sich „Jugend“ als eigenständiger Lebensabschnitt zwischen Kindheit und Erwachsenenalter schiebt. Im Nationalsozialismus wird dies zum Teil aktiv zur Entfremdung der Jugendlichen von ihren Familien genutzt, um sie verstärkt direkt der Partei und dem Führer unterzuordnen. Erweitert man den Blick über diese Besonderheit des Nationalsozialismus hinaus, dann wird deutlich, dass sich diese Entwicklung auch nach dem Krieg weiter fortsetzt im Nebeneinander einer entstehenden eigenständigen Jugendkultur bei gleichzeitiger verlängerter ökonomischer und emotionaler Abhängigkeit vom Elternhaus. Die katastrophalen Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges auf Familie in Deutschland und alle anderen Krieg führenden Länder treten bei einer generationsübergreifenden psychotherapeutischen Sicht- und Arbeitsweise schnell zutage. Während die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges im kollektiven Gedächtnis sowie im individuellen Familiengedächtnis zumeist versunken sind, ist für all die Generationen der Nachkriegszeit, deren Eltern den Krieg erlebt haben, dieser über die Traumatisierungen der Eltern und deren Eltern in der Familie präsent und emotional unterirdisch wirksam.

Dies wird in der Geschichte von Sarah deutlich und spielt auch eine zentrale Rolle in einer späteren Falldarstellung (Kapitel 8.1). Nur wenige Familien haben den Krieg überlebt, ohne ein oder mehrere – zumeist männliche – Familienmitglieder verloren zu haben. Hinzu treten die Fragen von Täter- und Mittäterschaft, das Auseinanderreißen von Familien als Folge von Flucht und Vertreibung, später nochmals durch die deutsche Teilung. Die Männer und Väter kommen krank und psychisch zerstört aus Krieg und Gefangenschaft zurück mit der Konsequenz, dass die Familien der Nachkriegszeit deutlich mutterzentriert sind. Die emotionale Welt ist in vielen Familien von der Anstrengung geprägt, die Schwierigkeiten dieser Zeit zu meistern. „Von Liebe sprach damals keiner“ (Meyer & Schulze 1985), so ein Buchtitel zum Familienalltag in der Nachkriegszeit. Sprachlosigkeit zwischen den Eheleuten und gegenüber den Kindern, stille Trauer und verdrängte Schuld, die Schwierigkeiten vieler Männer, ihre Kriegserlebnisse zu verarbeiten und sich wieder in ein ziviles Leben einzufinden, die Schwierigkeiten der Frauen, ihre in den vergangenen Jahren erworbene Eigenständigkeit wieder den Männern unterzuordnen, all dies prägt das familiäre Klima.

Es kommt zu einer Destabilisierung vieler Ehen und Familien, was die Scheidungszahlen in der unmittelbaren Nachkriegszeit deutlich ansteigen lässt. Vor allem Kriegstraumata werden häufig gelöst. In dieser Zeit neu geschlossene Ehen wiederum sind oft von der Dynamik geprägt, dass der erste Mann oder die „erste Liebe“ im Krieg gefallen ist oder dass unter dem Eindruck der zurückliegenden Katastrophe in und mit der Familie nach einem Ort gesucht wurde, um die geschlagenen Wunden zu heilen. All diese Prozesse verstärken die Mutterzentrierung der Nachkriegsfamilie noch weiter, was seinen

Ausdruck vor allem in einem schwierigen Verhältnis der Söhne zu ihren Vätern findet. Der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich redet 1955 vom „unsichtbaren Vater“, einige Jahre später von der „vaterlosen Gesellschaft“ (1963). Diese Destabilisierung der Nachkriegszeit treibt jedoch schon nach einigen Jahren ihr Gegenbild aus sich heraus. Ab Mitte der 50er- bis etwa Mitte der 60er-Jahre setzt sich sowohl faktisch wie normativ gesehen die Lebensform der Kleinfamilie in einem Ausmaß durch, wie dies weder vorher jemals der Fall war noch in späteren Jahren jemals wieder sein wird. „Von den zwischen 1930 und 1945 Geborenen heiraten an die 90%, fast ebenso viele bekamen Kinder. Das durchschnittliche Heiratsalter sank ebenso wie das mittlere Alter der Eltern bei der Geburt des ersten Kindes. Vielfach bildete die Schwangerschaft den Anlass zur Heirat; die Zahl der unehelich geborenen Kinder nahm ab. Noch nie hat in Europa ein so großer Teil der Bevölkerung geheiratet und Kinder in die Welt gesetzt“ (Sieder 1987, 256). Es sind nicht zuletzt diese Kinder, die heute in den Familienaufstellungen die Welt der Eltern mit ihrer eigenen zu versöhnen versuchen. Mit dem Familienbild der 50er und 60er-Jahre und der durch die Mutter repräsentierten Rolle der Frau in der Familie tun sich wiederum vor allem viele Töchter schwer; sie suchen nach einem Weg, ihren Lebensentwurf mit dem Bild und der ganz realen Person der Mutter zu versöhnen. In den drei Generationen von Sarahs Familie zeigt sich dabei eine idealtypische Veränderung: Die Großmutter ist Bäuerin, die Mutter Hausfrau, die vor allem aufgrund des frühzeitigen Verlustes ihres Mannes, das heißt mehr oder weniger gezwungen, wieder arbeiten geht, die Tochter ist voll berufstätig und definiert sich zumindest gleich stark über den Beruf wie über die Familie.

Ab Mitte der 60er-Jahre dreht sich die Entwicklung wieder um, Heiratshäufigkeit und Geburtenzahlen sinken, Scheidungen nehmen zu. Die durchschnittliche Kinderzahl pro erwachsener Frau, die um 1900 noch etwa vier Kinder betrug, Ende der 30er-Jahre schon einmal auf 1,5 zurückgegangen war, um dann in der Nachkriegszeit nochmals auf das Doppelte anzusteigen, sank in der BRD ebenso wie in der DDR um 50% wieder auf ca. 1,4 – eine Entwicklung, die in allen mittel- und westeuropäischen Ländern bis heute ungebrochen anhält. Hinter diesen Zahlen verbergen sich bedeutsame Entwicklungen, von denen ich im nächsten Abschnitt vor allem das veränderte Verhältnis von Familie und Beruf und die damit zusammenhängenden Veränderungen in den Geschlechterrollen thematisieren will. Dieser Wandel steht wiederum im Kontext eines kulturellen Umbruchs, der in den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts seinen Ausgang nimmt und in den kommenden Jahrzehnten zu einer Pluralisierung und Individualisierung von Lebensstilen führt, verbunden mit einem deutlichen Wertewandel.

Buchauszug mit freundlicher Genehmigung des Verlags Pfeiffer bei Klett-Cotta
Oliver König: Familienwelten, 2004



Dr. Oliver König
oliverkoenig-homepage.de